

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Pflüger, Andreas
Gebendet

Thriller

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42895-5

SV

Andreas Pflüger

GEBLENDET



Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2019
© Suhrkamp Verlag Berlin 2019
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gesetzt aus der Lyon
Druck und Bindung:
CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42895-5

Für Aaron

Wie willst du je erfahren
was hinter dem Spiegel ist
wenn du ihn nicht
zerbrichst?

DIE SEELEN DER TOTEN

IN DER JÄHEN STILLE steht das Mädchen vor Notre-Dame de Paris. Die Kathedrale ruht in der späten Sonne, ein ungeheures Tier mit zwei Köpfen, das allen Lärm der Stadt tief eingeatmet hat. Lichttupfer huschen wie Geckos über die Arabesken, erkunden die Falten von Königsgewändern, flitzen frech in die Mäuler der unheimlichen Chimären. Bald funkeln zu viele, um sie noch zählen zu können. Sie vereinigen sich zu einer Flut, deren Gleißeln die alles beherrschende Bleikristallrosette in ein glühendes Zyklopenauge verwandelt.

Es ist die Woche nach dem Osterfest, der »Weiße Sonntag«. Sie ist zwölf und zum ersten Mal in Paris. Im Geschwätz fremder Menschen, ihrem Schubsen, Rufen, Lachen folgt sie dem Vater zum Mitteltor.

Dort bleibt er stehen. »Das ist das *Portal des Jüngsten Gerichts*«, sagt er und lenkt ihren Blick nach oben. »Siehst du den Erzengel Michael mit den Waagschalen?«

Sie legt den Kopf in den Nacken.

»Ja.«

»Er wiegt die Seelen der Toten.«

Dafür kommen ihr die Schalen sehr groß vor.

»Schließ die Augen und öffne sie erst, wenn ich es dir sage.«

Sie hält ihrem Vater die Hand hin, damit er sie führt. Dann spürt sie unversehens eine Kühle, die sie in dem dünnen Kleid zittern lässt, hört ein Rauschen wie von Blut, das Flüstern von Vielen und wird eine Weite gewahr, so schrecklich und gewaltig wie in einem der Träume, in denen sie fällt und fällt.

»Jetzt«, sagt ihr Vater.

Als sie die Augen öffnet, erblickt sie ein Gewölbe wie keins zuvor; ein steinernes Gemälde, aber auch eine Kaskade aus Licht. Nichts ist schwer, alles schwebt, selbst die riesigen Fenster, die wie Schmetterlingsflügel aussehen.

Benommen setzt sie einen Fuß vor den anderen. Unter dem aus Fels gewobenen Baldachin eines Seitenschiffs findet sie sich in einer auf ewig erstarrten Prozession von Frauen und Kindern und Herrschern und Bettlern wieder, sieht kniende Ritter, nach denen Flammen lecken.

An der Wand sind verwitterte Buchstaben, eine Runzel in einer fremden Sprache. »Ist das Latein?« fragt sie ihren Vater. Als er keine Antwort gibt, bemerkt sie, dass er ihre Hand längst losgelassen hat.

Erst jetzt tritt er zu ihr. »*Tempus edax, homo edacio*. Die Zeit ist blind, der Mensch töricht. Verstehst du, was das bedeutet?«

»Nein.«

»Dass die Zeit durch die Welt rast und uns mitreißt. Dass wir nicht bestimmen, ob es uns Verderben oder Glück bringt. Hast du das Buch gelesen, das ich dir gegeben habe?«

»Ja.«

»Dann weißt du, dass draußen vor langer Zeit etwas in die Mauer geritzt war. Was stand dort?«

»Unausweichliches Schicksal.«

»Es meint dasselbe. Und ist genauso falsch.«

Als sie sich auf eine Bank setzen, ist sie froh, dass ihr Vater den Arm um sie legt, denn ihr ist kalt. Lange schweigen sie mit Kardinälen und Heiligen und Fabelwesen.

»Kann man die Seele wiegen?« fragt sie.

»Ein kluger Mann hat einst gesagt, dass sie aus einer Art Atem gemacht ist. Wie schwer wird Atem wohl sein?«

»Also gibt es kein Jüngstes Gericht?«

»Die Kirche behauptet, dass die Guten ins Paradies kommen und die Bösen ins Höllenfeuer. Dass wir von dem Tag unserer Geburt an schuldig sind.«

»Und du glaubst das nicht?«

»Das Gemäuer ist fast ein Jahrtausend alt«, erwidert ihr Vater. »Aber die meisten Statuen sind Kopien, weil man in der Französischen Revolution alles zerstört hat. Notre-Dame wurde von den Jakobinern zum Tempel des höchsten Wesens erklärt: der Vernunft. Doch auch die ist nichts als ein Götze, ein Goldenes Kalb, um das die Unwissenden tanzen. Das höchste Wesen kann nur einer sein. Weißt du, wen ich meine?«

Sie denkt nach. »Wir selbst«, sagt sie.

»Ja. Darum gibt es kein Gut und Böse. In uns ist beides eins.«

Ihr ist, als ob Zeit vergeht. Aber es muss eine Täuschung sein, denn an diesem Ort gibt es keine Zeit.

»Erzähl mir von dem Buch«, fordert ihr Vater sie auf. »Wovon handelt es?«

Nach den ersten Seiten war sie enttäuscht gewesen; es war altmodisch geschrieben, und die Menschen redeten über unverständliche Dinge. Doch bald konnte sie es nicht mehr aus der Hand legen, verschlang es am Ende regelrecht.

»Es geht um das wunderschöne Mädchen Esmeralda, dessen Herz dem Hauptmann Phoebus gehört. Obwohl er sie abweist, glaubt sie an die ewige Liebe und ist bereit, dafür zu sterben. Als sie schon unterm Galgen steht, wird sie von Quasimodo gerettet, einem buckligen, einäugigen Wesen, das so hässlich ist, dass kaum einer wagt, es anzuschauen. Er ist der Glöckner von Notre-Dame, und seine einzigen Freunde sind die Ungeheuer, die er beneidet, weil sie aus Stein sind. Die Glocken haben ihn taub gemacht, aber er ist glücklich, wenn er an den Seilen hängt und vom Kopf bis zu den Füßen zittert. Nachts wirft er verzauberte Dinge durch die Schornsteine der Stadt. Er tanzt auf den Dachrinnen und lebt in einer Welt, in der Blinde sehen und Tiere reden können. Niemand weiß, dass die Zigeuner, die Esmeralda ihrer Mutter geraubt hatten, Quasimodo als Baby auf die Stufen von Notre-Dame gelegt haben. Er ist mit Esmeralda durch das Schicksal verbunden.«

»Wie sah Esmeralda aus?« fragt ihr Vater.

Sie grübelt. »Ich weiß nicht. Das muss ich überlesen haben.«

»Sie hatte schwarzes Haar und flammende Augen, so wie du. Was ist aus ihr geworden?«

»Esmeralda will nicht wahrhaben, dass sie Phoebus egal ist. Sie wird der Hexerei beschuldigt, und Quasimodo versteckt sie hier in der Kirche. Aber man findet sie und henkt sie auf dem Place de Grève. Quasimodo legt sich zu ihr ins Grab. Er liebt sie über den Tod hinaus.«

»Hast du nicht jemand Wichtigen ausgelassen?«

Fragend schaut sie ihren Vater an.

»Frollo«, sagt er.

»Ach, der. Das ist ein Mann, der sich an schwarzer Magie versucht. Er glaubt, dass Licht nichts anderes als Gold ist. Er will einen Sonnenstrahl vergraben und das Geheimversteck erst in achttausend Jahren öffnen lassen.«

Sie schaut zu der gigantischen gläsernen Rosette hoch, sieht sie im frühen Abendrot pulsieren. *Wenn Licht wirklich Gold ist, denkt sie, muss man es zu dieser Stunde einfangen, weil es dann am allerschönsten ist.*

»Hat Frollo Esmeralda nicht auch geliebt?« fragt ihr Vater.

»Schon.«

»So sehr, dass er sie dem Galgen ausgeliefert hat, damit kein anderer sie besitzen durfte«, fährt er fort.

Diesen Teil der Geschichte mag sie nicht.

»Hältst du Frollo für einen schlechten Menschen?« fragt er.

»Ja, sicher.«

»Weil er nur an sich gedacht hat?«

»Ja.«

»Dennoch war er der Einzige, der wusste, wie lächerlich der Glaube an Schicksal ist. Er war kein Sklave der eigenen Angst.«

Darauf bleibt sie stumm.

Ihr Vater steht auf, sie folgt ihm zu einem Tisch mit Kerzen.

»Zünd eine an und wünsch dir etwas«, sagt er.

Sie hält ein Streichholz an den Docht, schließt die Augen und wünscht sich nichts. Ganz fest glaubt sie, dass es das Schicksal gibt und eine Kerze es nicht ändern wird.

Draußen schlendern sie an den weit gespannten Strebebögen der Kathedrale entlang, die kolossal und zartgliedrig in einem sind, den Beinen einer riesenhaften schlafenden Spinne gleich. Vater und Tochter schweigen zusammen, wie sie es oft tun. Sie weiß, dass manche Angst vor ihm haben. Die schlossen nie ihre Augen in dem Wissen, dass er über ihren Schlaf wacht. Sie sucht nach dem Ausdruck für seine Schritte. *Bemessen* vielleicht. Als ob keiner überflüssig wäre. In der Parkanlage sieht sie einen anderen Vater mit einem Mädchen und einem etwas älteren Jungen. Sie ist froh, keine Geschwister zu haben, schon gar keinen Bruder. Will den Vater mit niemandem teilen müssen. Das andere Mädchen ist in ihrem Alter. Aber noch ein Kind. Der andere Vater hat breite Schultern, dicke Halsmuskeln. Ihr Vater ist schlanker, kleiner. Und doch könnte er den Mann mit seinem Daumen töten, ohne aus dem Tritt zu geraten.

Oft denkt sie darüber nach, wie es wohl ist, die Seele eines Menschen in Händen zu halten. Immer wieder war sie versucht, ihren Vater zu fragen.

Tat es nicht.

Sie will es wissen und will es nicht wissen.

Musik reißt sie aus ihren Gedanken, Straßenkünstler auf der Pont Saint-Louis. Einer trägt Frack und Zylinder, sein Gesicht ist eine weiße Maske mit einer schwarzen Träne. Unbewegt steht er auf einer Kiste, den Rumpf eingeknickt, eine Hand hinterm Rücken, die andere weist mit großer Geste zum Publikum, eingefroren in einer Verbeugung. Menschen bewundern und fotografieren ihn, werfen Geldstücke in seine Dose.

Sie schenkt ihm kaum einen Blick. Stunden kann sie so stehen wie er, bewies es, als ihr Vater ihr die Aufgabe gestellt hatte, sich in das Schaufenster des Kaufhauses zu schleichen und mit den

Puppen zu wetteifern. Keiner von denen, die draußen die Auslage betrachteten, ahnte, was sie ist. Nicht ein einziges Mal hat sie geblinzelt.

Ein dickes Schiff tuckert unter der Brücke durch, mit lärmenden Menschen, die unwissend sind wie die vor dem Schaufenster, dumm wie jene, die um das Goldene Kalb tanzen.

Ihr Vater hat sie einen anderen Tanz gelehrt.

Sie dreht sich um. Die Sonne steht so tief hinter der Kathedrale, dass sie gerade noch die Zinnen der Türme erreicht. Tiefrot glimmen sie auf, als seien es die Köpfe zweier mächtiger Streichhölzer, die der Himmel angezündet hat. Sie stellt sich vor, dass Quasimodo auf dem linken Turm steht und Esmeralda auf dem rechten, beide verzweifelt, denn unter ihr im Treppenschacht sind schon die grausamen Fackel-Männer, die sie zum Place de Grève schleifen wollen.

Aber sie träumt sich ein Seil, straff zwischen den Türmen gespannt, und sieht, wie Quasimodo hinübertanzt und Esmeralda auf die andere Seite trägt.

Als ob ihr Vater in ihrem Kopf wäre, fragt er: »Was glaubst du, was uns zum Menschen macht und was zum Ungeheuer?«

Sie findet die Antwort nicht.

»Es ist die Liebe«, sagt er. »Sie macht uns zu beidem.«

Auf der Rive Droite winkt er einem Taxi und weist den Fahrer an, sie ins Faubourg-du-Roule zu bringen. Sie passieren das Zuckerbäckerrathaus und biegen in die Rue de Rivoli ein, durch deren Kolonnaden sich Touristen wälzen. Das Radio spielt leise einen französischen Schlager, irgendetwas über den Schmerz, der das Herz durchbohrt. Ohne dass ihr Vater es aussprach, weiß sie, dass sie sich alle Straßen bis zum Ziel einprägen soll. Es kostet sie keine Anstrengung, während sie sich fragt, wohin die Fahrt geht. Sie werden etwas zum Anziehen für sie kaufen, denn heute ist ein besonderer Abend. Inständig hofft sie, dass es kein Geschäft für Kinder ist, sondern eine richtige Boutique, vielleicht

in der Passage mit der Glaskuppel, auf der die vielen Spatzen hüpfen. An diesem Abend möchte sie so erwachsen aussehen, wie sie sich fühlt, möchte schön für ihren Vater sein, damit er stolz auf sie ist.

Links ist der Louvre. Morgens waren sie dort. Doch die meisten Gemälde waren dunkel, wie mit Tee übergossen, und als sie schließlich vor der »Mona Lisa« standen, entpuppte sie sich als schielende Frau ohne Augenbrauen. Das weltberühmte Lächeln kam ihr blasiert vor; sie fragte sich, woher die Zicke ihre Hochnäsigkeit nahm.

Zuletzt ging es in die Ägyptische Sammlung. Ihr Vater zeigte ihr einen Krummdolch. Die Klinge war tiefschwarz und beidseitig geschliffen; der Griff stellte einen Skorpion dar, mit Augen aus feuerroten Edelsteinen.

Eine solche Waffe hatte sie noch nie gesehen.

»Damit wurde Pharaon Echnaton erstochen«, sagte ihr Vater.

»Woraus ist der Dolch gemacht?«

»Aus Obsidian. Eine Art Glas, das entsteht, wenn Lava erkal- tet. Schwerer als ein Keramikmesser, aber genauso scharf.«

Was hätte sie dafür gegeben, ihn in der Hand zu halten.

Stellte sich vor, wie er eins mit der Hand wurde.

»Findest du ihn perfekt?« fragte ihr Vater.

»Nein. Nur wunderschön.«

»Warum?«

»Zum Töten wäre eine gezackte Klinge besser, dann schließt die Wunde sich nicht.«

Ihr Vater sagte: »Das ist wahr, aber in diesem Fall nicht nötig. Der Dolch birgt ein Geheimnis. Im Inneren gibt es einen Kanal, kaum dicker als ein Haar. Man kann den Griff abziehen und Gift hineinträufeln, das in die Wunde sickert. Ob Echnatons Mörder das tat, ist nicht überliefert. Falls ja, wäre er ein kluger Mann gewesen. Dieser Dolch ist herrlich, doch die Kunst des Tötens liegt nicht in der Schönheit, nur in der Effektivität.«

Das hatte er schon einmal gesagt, mit anderen Worten.

Es muss einfach sein.

Und schnell.

Aber auch: *Das Einfache ist immer das Schwerste.*

Ganz für sich trieb sie so dahin und stand auf einmal vor der Statue eines Mannes, der einen goldenen Kegel auf dem Kopf trug. Sein Gesicht war stolz, und die Augen waren geschminkt. Auf einer Tafel las sie, dass es Osiris war, ein Königssohn. Er wurde von seinem Bruder Seth ermordet, der die Leichenteile über das Reich verstreute. Osiris war es jedoch bestimmt, der Herrscher der Unterwelt zu werden. In der Halle der vollständigen Wahrheit saß er dem Totengericht vor, das entschied, wer ewig leben durfte. Um darüber zu befinden, wurde das Herz des Verstorbenen in eine Waagschale gelegt. In der zweiten Schale war eine Feder. Nur wenn das Herz leichter als diese Feder war, wurde man unsterblich.

Jetzt, im Taxi, beschäftigt sie das Rätsel, weshalb sie nicht an Osiris dachte, als ihr Vater vom Wiegen der Seele sprach. Aber bereits Augenblicke später, beim Place de la Concorde mit dem Obelisken von Luxor, den sie gestern bestaunte, weiß sie es: Ein Herz ist etwas anderes als eine Seele; nur ein Muskel, ein Ding wie diese Säule aus Granit. Dass sie einen gewaltigen Schatten wirft, ändert nichts daran, dass am Ende von ihr so wenig bleiben wird wie von einem Herzen. Die Seele jedoch ist unsichtbar und schwerelos, und darum hat nichts Macht über sie, weder die Zeit noch der Tod.

Als sie über all dies nachdenkt, des Vaters Worte in ihr widerhallen, das Antlitz von Osiris ein Spiegel in der Fensterscheibe, umrunden sie schon den Élysée-Palast mit seinen rotgefederten Gardisten und gelangen in die Rue du Faubourg Saint-Honoré, eine schmale Straße mit vielen Geschäften. Ihr Vater lässt den Fahrer anhalten.

Beim Aussteigen ist es, als ob ein Zirkusmagier den Hut lüftet und einen Traum hervorzaubert.

Chanel!

Die schneeweißen Markisen winken ihr zu, und sie betreten eine Welt, die aus Glitzer gemacht ist. Eine Dame mit griechischer Nase und riesigem Mund fragt, womit sie dienen könne, und ihr Vater erklärt, dass sie abends in Longchamps sein werden und etwas Passendes für seine Tochter suchen. Sofort wird sie vermessen, gedreht, gewendet und ist, während sie noch den wunderbaren Duft von Überfluss einsaugt, in einem Wirbel von Stoffen, einer schöner als der andere. Unaufhörlich schnatternd wählt die Dame vier Kleider aus.

Ehe sie die Kabinentür schließt, sieht sie, dass ihr Vater sich in ein Fauteuil setzt und nach einer der Tageszeitungen langt, die für strapazierte Ehemänner bereitliegen.

In den ersten beiden Kleidern, einem gelben mit Puffärmeln und einem aus grünem Samt mit tiefem Rückenausschnitt, fühlt sie sich unwohl. Sie führt sie dennoch vor und ist beide Male erleichtert, dass ihr Vater, an einem beflissen gereichten Espresso nippend, tadelnd die Augenbrauen hebt. Das dritte ist zu kurz, in den Volants des vierten ertrinkt sie fast.

Als die Dame noch an ihr herumzupft und meint, dass man das raffen könne, schaut sie auf ein Poster. Cindy Crawford posiert in einem hinreißenden Etwas, das aussieht wie im Himmel geschneidert. Die Dame bemerkt ihren Blick und raunt, dass es aus der Lagerfeld-Show im Jeu de Paume stamme und sie nicht sicher sei, ob es in der passenden Größe – aber nein, da hätten sie es ja. Es ist ein Etuikleid aus pudrigem Rosa, das eine Handbreit über den Knien endet.

Sie liebt es.

Ihr Vater nickt der Dame zu: »C'est ça.«

Jetzt brauchen sie noch ein Jäckchen. Schnell ist es gefunden, eine cremefarbene Wollphantasie mit Perlmutterknöpfen. Dazu eine Tasche mit goldener Schulterkette und Ballerinas, in denen sie läuft wie barfuß.

Zuletzt der Hut, schließlich ist es Longchamps. Der erste ist so riesig, dass er ihr wie ein Sombrero vorkommt, beim zweiten,

einer Schleierglocke, muss sie an Beerdigungen denken. Aber der dritte! Ein Chevalier mit rotem Ripsband, frech und elegant zugleich.

Ihr Vater hat kein einziges Mal nach einem Preis gefragt und legt an der Kasse seine Kreditkarte hin. Verstohlen schmult sie auf den Beleg und vergisst zu atmen.

Er weist mit dem Kinn auf Cindy Crawford und flüstert: »Was ist die gegen dich?«

Der Taxifahrer will die Einkäufe in den Kofferraum tun, aber sie gibt sie nicht aus der Hand. Sie drückt ihre Schätze im Auto an sich, selbst die Kartons duften betörend. Während sie zum Fahrstuhl des Plaza Athénée schwebt, kann sie es kaum erwarten, alles noch einmal anzuprobieren. In der Suite steht sie vor dem Spiegel, eine zwölfjährige Königin, die wollte, sie könnte diesen Augenblick in ein Schächtelchen tun und ihn herausholen, wann immer sie möchte.

Ihr Vater kommt herein. Sie dreht eine verzückte Pirouette, kriegt vor Glück keine Luft.

Er sagt: »Du bist wunderschön. Aber zu dem Jäckchen, den Schuhen und der Tasche musst du heute Jeans anziehen. Das Kleid führen wir ein andermal aus, versprochen.«

Kein Blitz wäre so schnell verschwunden wie ihr Lachen.

»Später wirst du es verstehen«, meint er. »Wir haben noch zwei Stunden Zeit. Versuch, ein bisschen zu schlafen.«

Als er sie allein gelassen hat, steht sie verloren da, mit einer Seele so schwer wie Granit. Sie zieht das Kleid aus und rollt sich auf dem Bett zusammen und weint.

Eine Limousine holt sie ab. Bis sie bei der Pont de Grenelle vom Seineufer abbiegen, schweigen sie. Dann beugt ihr Vater sich zu ihr. »Mach es heut Abend wie am Flughafen; unser kleines Spiel, du weißt schon.«

Trotzig starrt sie aus dem Fenster, sieht Mietskasernen vorbeifliegen, die dunklen Bäume eines Parks, kaum Lichter.

»Bitte«, sagt ihr Vater, »tu mir die Freude.«

Gestern.

Ein Spiel, das sie schon oft gespielt haben.

Aber nie ging es so aus.

Während sie in Frankfurt darauf warteten, dass ihr Flug aufgerufen wurde, ließ er sie andere Passagiere analysieren. Der gegenüber war einfach. Ein Struwelpeter-Jeanstyp mit Rucksack und Walkman, der in einem dicken französischen Roman herumkritzelte.

»Ein deutscher Student«, flüsterte sie dem Vater zu. »Seine Eltern besitzen Geld, aber keinen Geschmack. Die Rolex ist ein protziges Geschenk, das ihm peinlich ist, sonst würde er nicht sofort den Ärmel drüberschieben, sobald er draufgeschaut hat. Sie lassen ihn in Paris zur Uni gehen, und er lernt etwas, von dem man nicht leben kann.«

»Woher weißt du, dass er kein Franzose ist?« gab ihr Vater zurück. »Vielleicht war er hier zu Besuch.«

»Er setzt die Kopfhörer nur bei deutschen Durchsagen ab.«

Als Nächstes die stark geschminkte Frau im eleganten Wollmantel, die traurig ins Leere starrte.

»Sie ist Französin und in Frankfurt von ihrem Verlobten verlassen worden«, flüsterte sie.

»Warum keine Deutsche?«

»Der Mantel ist viel zu dick für die Jahreszeit, sie hat gedacht, dass es hier kälter als in Paris ist. Außerdem ist sie für eine Deutsche zu schick. Vor kurzem hat sie geweint und sich auf der Toilette nur notdürftig zurechtgemacht, weil es ihr gerade egal ist. Am Finger ist ein heller Streifen; vielleicht hat sie ihren Ring ins Klo gespült.«

»Es könnte ihr Ehemann gewesen sein, nicht der Verlobte.«

»Nein. Der Streifen ist rechts, und in Frankreich trägt man den Ehering links, das habe ich gelesen.«

So ging es minutenlang weiter. Das streitende Ehepaar mit den Zwillingen, der Althippie, dem seine Zigaretten fehlten, die

beiden Nonnen mit dem beseelten Dauerlächeln und den Steinaugen. Sie alle wurden von ihr vermessen, gewogen, zerlegt und wieder zusammengesetzt. Als das Boarding begann, wollte sie aufstehen, aber ihr Vater bedeutete ihr, noch sitzen zu bleiben. Er lenkte ihren Blick auf einen Asiaten in der Ecke.

»Was ist mit dem?« fragte er.

Ungeduldig, in Gedanken schon im Flugzeug, auf dem Weg in die Sehnsuchtsstadt, musterte sie den Mann. Kein Koreaner oder Japaner. Vielleicht ein Chinese. Sein Anzug war zerknittert. Sicher teuer, aber nicht maßgeschneidert, die Ärmel eine Spur zu lang. Er trug eine Brille mit dünnem Goldrand, auf der Stirn standen Schweißperlen.

»Er hat einen langen Flug hinter sich und steigt in Frankfurt um«, sagte sie. »Ihm ist nicht gut. Er hat einen trockenen Mund und würde gerne etwas trinken. Eigentlich sieht er wie ein Geschäftsmann aus, aber er hat keine Aktentasche bei sich, keine Zeitung, das ist seltsam. Die Seidenkrawatte ist schlecht gebunden, als ob er darin nicht geübt wäre, und die Brille sitzt nicht richtig, sonst würde er sie nicht dauernd abnehmen und über die Druckstelle auf dem Nasenrücken reiben.« Sie gab auf. »Ich weiß nicht, wo ich ihn hintun soll.«

»Schau auf seine Schuhe.«

Sie waren ausgelatscht, das Leder rissig.

»Er ist eine ›Ameise‹«, sagte ihr Vater leise, »eine arme Sau, die für ein paar hundert Dollar fünf Jahre Gefängnis riskiert. Ein Kartell hat ihn in Südostasien in einen vernünftigen, einigermaßen sitzenden Anzug gesteckt, ihm eine Brille mit Fensterglas auf die Nase gesetzt und ihn als Drogenkurier nach Europa geschickt. Die Schuhe sind typisch, daran wird gerne gespart. Der Flug hat elf oder zwölf Stunden gedauert, aber er hat nichts gegessen und getrunken, weil er nicht auf die Toilette darf. Wenn man ihn röntgt, findet man mindestens sieben mit Heroin gefüllte Präservative in seinem Darm, und sollte eins platzen, ist er tot. Fällt dir an seinem Handgepäck etwas auf?«